Oberreiter: Antwort

13.05.2008

Antwort auf einen Offenen Brief

von Suitbert Oberreiter

Lieber Herr Schödlbauer,

Jene in unserer Welt so ganz und gar nicht selbstverständlich erscheinenden »Linien«, von welchen Sie in Ihrem Offenen Brief an mich schreiben...

Antwort auf einen Offenen Brief

von Suitbert Oberreiter

Lieber Herr Schödlbauer,

Jene in unserer Welt so ganz und gar nicht selbstverständlich erscheinenden »Linien«, von welchen Sie in Ihrem Offenen Brief an mich schreiben und »welche die schöne Leidenschaft in die menschliche Seele zeichnet«, haben für mich bestimmt ähnlich viel Bedeutung und ›Gewicht‹ wie für Sie, und das im Grund hässliche Wort von der ›literarischen Produktion eines Jahres oder Jahrzehnts‹ ist mir anscheinend ebenso verleidet wie es Ihnen Abscheu einflößt; von daher wäre schon beiläufig der Grund abgesteckt, worüber wir unsere Gedanken aufbauen können, um die es hier im weiteren gehen soll. Es ist, grob gesagt, der nicht nur gegenwärtig schnöde Umgang mit der Literatur, der mich schon seit langem anficht, so dass ich ständig etwas dagegen unternehmen möchte, genau wissend, dass ich die Meinung so vieler gegen mich haben werde. Wenn ich nur einen festen Halt auf dem Grund haben könnte! Denn die literarische Emphase, von der Sie weiter schreiben, ist wohl der eine Endpunkt des Geländes, der den Ausdruck einer höherwollenden Gestaltungskraft zu etwas beisteuert, das ohne diese lediglich ›Material‹ wie angeschwemmter Sand wäre; das andere Extrem, die ›kunstlose Gesellschaft‹, die schon vor dreißig und mehr Jahren in Aufsätzen beredt heraufzitiert und nicht zu unrecht beschworen wurde, ist der andere Endpunkt; sie (= die ›kunstlose Gesellschaft‹) prägt sich mir beispielsweise in dem Bild jener bekannten ›Meterware‹ ein, die man heute beim Eintritt in jede größere Buchhandlung zunächst wahrnimmt, und die schon immer den geringen kaufmännischen Wert als auch die Vergänglichkeit der Aktualität eines gedruckten Werks angezeigt hat – egal, worum es sich dabei handelt. Ich verwende das Bild auch, weil es ein jeder zur Genüge kennt und weil sich so mancher sogar darüber freut – auch ich, sobald ich etwas für mich Interessantes finde, das ich auch noch billig erstehen kann. Dieses gleich einmal angenehm empfundene Resultat eines Marktmechanismus' – etwas ›preiswert‹ zu bekommen, was andererseits ›wertvoll‹ sein soll – birgt in sich jenes paradoxe Verhältnis, um das es in der Wortkunst und der Praxis ihrer Verbreitung eigentlich geht und um derentwillen wir uns bisweilen schwere Sorgen machen, die allerdings nicht neu sind. Nicht nur Sorgen; wir strengen uns unter Umständen maßlos an, darin etwas zu erreichen, wofür ein anderer womöglich gar kein Verständnis aufbringt. Da liegt einem Text ein Wert zugrunde, der bei den Zeitgenossen und später Geborenen nicht so ohne weiteres vorauszusetzen ist – aus welchem Grund auch immer das sei.

Sie berühren auch jene Klientele des Buchhandels und der Bibliotheken, die sich – klug, intelligent im jeweils vordergründigen Wortsinn – als ›die Bescheidwisser‹ in unserem Fach profilieren. Man erkennt sie im ersten Augenblick, da man sie entweder sieht oder mit ihnen zu tun hat, und ich habe bei mir selbst immer eine gewisse Scheu vor ihnen festgestellt, weil sie auf ihre satte Art ihre im Grund in veritable Sterilität verfahrene Überlegenheit zeigen zu müssen glauben, die darin besteht, irgendwelche (womöglich noch) eingelernten Phrasen und Referenzwörter auf etwas zu fixieren, dessen ›Gültigkeit‹ man aber nicht aus ihrer oft nur oberflächlichen und deutlich auch gleich wie abgestorben sich gebenden Anschauung ableiten oder der Autorität eines Vielwissertums zuschreiben kann. Freilich will ich nicht behaupten, für solche Adressaten wäre die Literatur nicht geschrieben – wo doch die Bescheidwisser in Deutschland sicherlich unter der Mehrzahl den Lesern anzutreffen sein werden, die sich mit literarischen Gedanken tragen, während woanders eher die für mich noch viel unverträglichere platte Ignoranz sich breitmacht, die jeden Gedanken verscheucht wie ein Biertisch den Philosophen.

Ich habe oft feststellen müssen, wie sehr ich nicht zu Hause war ›in der gedeuteten Welt‹, und lange Zeit habe ich mich für

diesen Tatbestand gewissermaßen auch geschämt, weil er unter den anderen gern Anlaß zur Arroganz gibt und obendrein mein vermeintlich mangelhaftes Wissen dokumentierte; das ist menschlich. Aber ich sehe ein, dass ein gestandenes professionelles Realwissen – wie immer das aussehen mag – nicht einfach entbehrlich ist; dass man also nicht sagen kann: ich brauche so etwas nicht zu lernen, es genügt vollauf meine diesbezügliche Unbeleckheit und Unbekümmertheit. Was ja auch in der Tat nicht wenige heutzutage glauben.

Sie deuten auch an, dass sich aus dieser Gruppe die Reihen der selbsternannten und selbstverständlich beamteten Literaturerklärer rekrutieren, was für mich weiter nicht verwunderlich ist. Denn wer eigentlich sollte das nötige Wissen zusammenscharren und in trockenen Worten dem Unkundigen auf den Teller legen, wenn nicht diese übrigens fleißigen Zeitgenossen, die freilich manchmal auch etwas stumpfsinnig sein können, übers Ziel schießen mit ihrer Rechthaberei und vor allem ihrem nicht gerade toleranten Urteil? Der Fleiß – und das Doch-nicht-ganz-Können; das ist es, was mir zu allererst dazu einfällt. Freilich: einer, der es zustandebringt, seine Hörerschaft durch seinen bestechenden Vortrag zu fesseln, findet sich nicht allzu oft in diesen Reihen. Aber wir gehen ja auch nicht immer in die vornehmsten Delikatessenläden, um für die täglichen Mahlzeiten einzukaufen. So nehmen wir gern vorlieb mit dem Mittelmäßigen und verdauen auch das.

Was ist aber, wenn die Fähigkeit des (wenigstens) sachgemäßen Erklärens einmal ausstirbt? Ich halte mich bewusst bei der Gilde der Literaturerklärer etwas länger auf, da in meinem näheren beruflichen Umfeld gegenwärtig der Aussterbensprozess dieser noch irgendwie fähigen Leute sich zu vollenden droht. Es gibt hier auch schon fast keine Auslandsgermanistik mehr oder etwas, das man als eine solche bezeichnen dürfte. Die mit ziemlich dünnen Suppen aufgezogenen, dürrgeistigen Sprachpauker, welche die Gesellschaft freilich akzeptiert, und jene mit dem schon fast geilen Lächeln, die meinen, sie wüssten schon alles, was man in ihrem Beruf braucht, kann man keinesfalls mehr dazu rechnen, da sie doch nur einen armseligen Aspekt des Deutschen repräsentieren dürfen, der es im Grund nicht einmal mehr wert zu sein scheint, dass man davon lernt. Man gewinnt ja tatsächlich in der internationalen Behandlung des Deutschen den Eindruck, als hätten wir es mit einer subalternen Biertischsprache zu tun und nicht mit einer ›kraftvollen‹ oder potenten Kultursprache, in der ich noch etwas Bedeutsames auszudrücken vermag. Wenn Beamte eines – deutschen – Kulturinstituts im Ausland einen Schauder bekommen, sobald ein Stellenbewerber angibt, er habe »über Wolfram von Eschenbach gearbeitet«, während man eigentlich »Kenntnisse auf dem Computer« von ihm »verlangen muss«, dann läuft etwas falsch, um es lapidar auszudrücken: sowohl im Profil der Anforderungen, die man an einen Mitarbeiter zu stellen gewillt ist, als auch im Hinblick auf die Sprache Deutsch, die man wohl ganzheitlich – also nach Möglichkeit ›komplett‹ – in einer solchen Position zu vertreten hat. Sonst verkommt das Verhältnis zur Sprache leicht zu einem Kauderwelsch, das ich mit dem radebrechenden Hilfsbademeister eines Sommerfreibads sprechen kann, aber nicht unter gebildeten Leuten. Warum wohl im Deutschen der Unterschied zwischen Alltagssprache und Literatur- und Wissenschaftssprachen neuerdings so deutlich auseinander klafft? Ein Dichter wie Ferenc Molnar hat sein Verhältnis zum Fremdsprachenlernen schön und überzeugend ausgedrückt, als er sagte, er möchte nicht »mit Sekretärinnen und Kellnern konkurrieren«. Er hat in der Emigration beinahe folgerichtig kein Englisch gesprochen, weil er sich offensichtlich auf dem untersten Sprachniveau, dem er sich hätte unterwerfen müssen, höchst unwohl gefühlt hätte. Aber gerade dieses untere Niveau ist heute der propagierte ›Regelfall‹ und Ausgangspunkt für die Kenntnis der sogenannten modernen Fremdsprachen und ihre praktische Beherrschung: Nicht mehr die gesamte Sprache fassen wir ins Auge, sondern nur ein leichtes Teilchen davon, das geistig nicht wehtut oder anstrengt – weil wir ja ›zappen‹ müssen, globalisiert auf der Erde umherlaufend; von allem etwas mitbekommend und doch nichts; alles wissend und doch keine richtige Ahnung von etwas habend. Ein Wissen, das jenem Zustand ähnlich ist, welchen ich nach fünfstündigem Surfen im Internet erreiche: ein elektronisches Wischbild, das mir fast nichts vermittelt als schemenhafte Eindrücke.

Auch das ist eigentlich nichts Neues mehr, man schreibt schon über dreißig Jahre lang über Wertwandel – im Kontext einer Überlebenskrise, die uns wohl alle erfasst zu haben scheint, deren wir uns aber zu einem Teil noch nicht einmal so scharf bewusst geworden sind, dass wir unsere Handlungen spürbar danach ausrichten würden. Wir werfen gegenwärtig eher alles durcheinander, scheint es, und es herrscht auch in vielen Lebensbereichen ein katastrophenähnliches Tohuwabohu abseits der Scheinruhe und der durch Computerhilfe geschaffenen Ordnung, die aber keine tatsächliche ist. Wenn es brennt, dann schaffen die Menschen im allgemeinen nicht zu allererst ihre Bücherregale aus den Häusern – die lassen sie ganz ruhig verbrennen – sondern sie bringen ihr Gold oder eine Stradivari-Geige in Sicherheit. Was uns also nützt, diese Überlebenskrise zu überstehen – oder ihr wenigstens länger widerstehen zu können (auch das wird in Betracht gezogen) –, genießt folglich gesellschaftlichen Vorrang. Daher drängen sich immer mehr Dinge auf, die wir früher ohne weiteres als zweit- oder drittrangig angesehen hätten, die bekanntlich jedoch nun auf ihrem simplen Existenzrecht beharren, da sie beispielsweise zur Unterhaltung oder der Wertsicherung von Vermögen einer oder mehrerer der heute einflussreichen Gesellschaftsklassen beitragen. Wobei der Unterhaltungsstandard dieser Medien ein vergleichsweise niederer oder vulgärer ist, wie sich in vielen Fällen herausstellt.

Die Literatur wird vielfach fälschlich nur als Mittel zur Unterhaltung angesehen, und daher glauben nicht wenige in Übereinstimmung mit ihren teils geldgierigen, teils künstlerisch völlig unbedarften und gesellschaftspolitisch kurzsichtigen Brotgebern, von denen sie übrigens in mehr Hinsichten, als wir glauben möchten, abhängig sind, dass es sich dabei deshalb um eine großenteils entbehrliche Institution oder um ein Hobby (!) und eine Form des Lebensausdrucks handeln müsse. Das ›Spiel‹ mit Worten, Sätzen, Inhalten; die Vielfalt dessen, was Literatur uns zu vermitteln imstande ist; das Aufbauen eines ›Superzeichens‹, wie man es auch vor langer Zeit einmal genannt hat, ist ihnen – wenn schon nicht lästig, dann eben sinnverborgen. Und das ist nicht selten bei ihnen gleichbedeutend mit Unsinn oder Unwert. Der Satz W.H. Audens, »... since poetry makes nothing happen« ist wie ohne jedwede Lesevoraussetzung in die Hirne der Menschen gelangt oder

war schon dort angelegt, bevor ihn der Dichter so formuliert hatte. Denn man verhält sich in einer Zeit der schrankenlosen Anbetung des Machens geradeso, als hätte man diesen Satz gar auf eine vulgäre Art zu befolgen. So betrachtet, hat Auden die veränderte Situation sehr früh schon genau gesehen und poetisch auf sie reagiert.

Im Gegensatz zu Ihrer Einschätzung des Romans gilt dieser bei mir doch viel. Die »zwischen zwei Buchdeckel gepresste Perversion« kann ich zwar bei einer Reihe von Werken, nicht zuletzt auch von Werken der letzten Zeit nachvollziehen, doch kann ich mir eine solche immerhin ›biegsame und dehnbare Ausdrucksform‹, wie sie der Roman darstellt, nicht gut wegdenken aus dieser an individuellen Gedanken eher schon dürftigen Zeit. Wer sollte – in aller Naivität gefragt – einem Menschen heute noch wenigstens auf der einen Tag überdauernden sprachlichen Ebene ein authentisches ›Erlebnis aus Deutschland‹ beibringen? Das klingt schon wie ein bösartiger Anachronismus. Angesichts der massenhaften, stereotypen Anfertigung von Hollywood-Filmen, die allabendlich ihre Inhalte in die Wohnzimmer ergießen, sind wir bereits auf die ziemlich kritiklose Hinnahme immer derselben Art von ›Abwechslungsreichtum‹ hingetrimmt; und da bietet das gelesene Buch, selbst wenn in zahlreichen Exemplaren vorhanden, immerhin noch die Chance einer individuellen, leserzugewandten Seite, welche der durch den Film gesteuerten Wahrnehmung Hohn spricht. Nicht von ungefähr versucht der wie konzertiert arbeitende Global-Journalismus, sogenannte ›Wahrheiten‹ aus schrecklichen Begebenheiten abzuleiten, wofür man früher eine literarische Form beansprucht hätte. Ich denke an die horrorerfüllte Inzestgeschichte im mittlerweile weltbekannt gewordenen Amstetten, deren Erforschung zur Stunde noch andauert. Eine nur wenig vom boulevardmäßigen Journalismus unterschiedene Sichtweise, die sich einer wenig differenzierten, wenn nicht schon armseligen Sprache bedient, erhält jedenfalls keine schlüssigen Antworten durch ihre so genannten Recherchen – von welcher Seite sie auch immer die Sache anpacken möchte. Dabei unterläuft einer solchen Berichterstattung der schwere Fehler der ›Dimensions-Insuffizienz‹ mitsamt der damit einhergehenden Verdrehung der Tatsachen. Durch eine mangelnde Sensibilität in der Sprache, die nicht mehr als ein einfaches Zeit-Raum-Kontinuum zulässt und deshalb immer wieder in die gleiche ›Eindimensionalität‹ ihrer organisatorischen Vorgaben zurückfällt, entsteht die geistige Flachheit, der die Massen so gern aufsitzen. Dabei macht es nichts aus, wenn auf Grund eines auf Scheinlogik basierenden Argumentierens Dinge miteinander verbunden werden, die entweder gar nicht zusammengehören oder nicht einmal in einem politischen Kabarett so überspitzt vorgebracht werden. Es ist wiederum auch witzig zu beobachten, wie manche Schreiber dabei zu Mitteln greifen, die ihnen auf Grund ihrer zu oberflächlichen Bildung und Erfahrung eigentlich nicht zur Verfügung stehen. So wurden alle möglichen Erklärungsschemata bemüht, weil dieser Fall, einzigartig in seiner wuchtigen Brutalität, auch ungemein rätselhaft erscheinen musste. Man versuchte also, dem Vorgefallenen auf irgendeine Weise mit Erklärungen beizukommen, weil Zeitungsleser dies schließlich erwarten. Nur ist man dabei im Fall Amstetten nicht gerade sehr wählerisch umgegangen und hat irgendwelche historischen Versatzstücke herangezogen, um einen Verbrechenshintergrund aufzurichten, von dem sich dann aber herausstellte, dass er mit dem Geschehenen doch nicht zusammenstimmte.

Sieht man den Einbruch des Journalismus in den Roman des 19. Jahrhunderts als verhängnisvoll für die Literatur im allgemeinen an, so möchte man sich – allerdings wiederum mit geteiltem Enthusiasmus – eine romanhafte Verarbeitung des vorliegenden Falles wünschen. Selbstverständlich ist nicht abzusehen, was aus dem Vorhaben werden würde. Gegenwärtig müsste man befürchten, dass weder eine rasche Aufarbeitung in einem ordentlichen Sinn erfolgreich geleistet werden könnte noch ein in erster Linie auf Leserfang und Sensationismus ausgehender Bestseller-Titel das Thema annähernd seriös darstellen würde. Allerdings sollte es mich nicht wundern – ich erwarte es sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit und Zuversicht –, wenn ein prominenter, auch als Essayist bekannter Schriftsteller im deutschen Sprachraum sich der Sache in einem Essayband annehmen würde.

Wenngleich der Roman heutzutage angesichts der Verkaufszahlen einigermaßen repräsentativ für unsere Literatur steht, so greift er in meiner jetzigen Umgebung als motivierender Stoff gegenüber jungen Leuten bereits nicht mehr oder nicht mehr besonders gut, und zwar allein schon aus dem trivialen Grund, weil drei oder fünf Lehrkräfte in einem ganzen Land bereits eine allzu beschränkte Zahl sind, als dass sie als ›Germanistik‹ auftreten könnten. Haben die Älteren noch philologische Ideale des Fachs gepflogen und daneben beispielsweise ein Musikinstrument gespielt, so fehlt den Jüngeren bereits weitgehend das Gefühl für die Kunst im allgemeinen, nicht zuletzt, weil es bereits in Deutschland nicht mehr flächenmäßig gelehrt wurde oder weil der Ansporn zu einem derartigen Interesse fehlte, da man weithin nicht mehr einsehen wollte, dass diese Disziplinen unabdingbar seien. Der nächste Schritt ist die Pensionierung der Alten. Folglich ist das völlige Verschwinden jeglichen literarischen Interesses und Gedankenderivats unter den Lehrkräften zu erwarten – so, als wäre 1250 Jahre lang nichts derartiges geschrieben worden. Man mag einwenden, dass man ja wohl alles Fehlende in der Wikipedia nachlesen und sich aus dem Internet die entsprechenden Seiten herunterladen könne. Ich fürchte, die Fähigkeit, Zusammenhänge zu sehen und auch schöpferisch ›fruchtbar‹ zu machen, sie so aufzuzeigen, dass sich neue Bezüge erschließen, wird es eine Zeitlang nicht mehr geben. Achtzig Prozent der Journalisten, so eine Umfrage, lesen Wikipedia und informieren sich in diesem Lexikon. Das ist praktisch, aber es lässt große Lücken offen, die man mit einem Lexikon nicht zu schließen imstande ist. Auf der trivialen Seite der schulischen Wissensvermittlung sieht es hier vor Ort so aus: Hat man früher Literatur ohne Kultur unterrichtet, so hilft man sich nunmehr auf der Ebene der Graduate School (!) damit, Kultur ohne Literatur anzubieten – was ebenso dürftig wie unbefriedigend ausfällt und den Mangel nur nach außen kaschiert. Aber da die Unterrichtszeit für beides zusammen zu kurz wäre, muss eben eines zurückstehen. Und Literatur hat im Augenblick die ›schlechteren Karten‹. (Der Vergleich mit dem Kartenspiel ist zulässig – so komisch er auch anmutet.)

Ging also seit den achtziger Jahren unserer Auslandsgermanistik der ›motivierende Stoff‹ aus, der ihr durch eine größere Anzahl an literarischen Werken ein Leben eingehaucht hätte, so hat sich inzwischen diesbezüglich bereits ein respektables

Ignorantentum durchgesetzt, das davon lebt, so zu tun, als gäbe es die Literatur nicht. Ein neurotischer Reflex, würde ich sagen. Es ist tatsächlich so, als würde man sie einfach aus dem Verkehr ziehen und ›wegsperren‹ wollen, weil sie aus irgendeinem Grund, der nicht näher erläutert wird, ungemütlich ist und man nicht an sie erinnert werden will. Sie ist sozusagen ein ›Unwert‹ für Leute mit akademischem Studium, die ansonsten gar keinen beschränkten Horizont haben müssen.

Die Gründe für dieses offenbar falsche Bewusstsein – von Sprache (!) und, was so erstaunen macht, durch Leute, welche das Fach Sprachwissenschaft oder ähnliches in ihrem eigenen Studium belegt haben – sind aber im literarischen und kulturellen Selbstverständnis der Ursprungsländer und weniger im Ausland zu suchen, das ja, wie in unserem Fall, nur Hilfsfunktionen initiieren und ausführen kann und sich im großen und ganzen an das hält, was dort – an den ›Quellen‹ - geboten wird. Ein oder zwei Buchausgaben deutscher Autoren in englischer Übersetzung, wohl auch in chinesischer: das ist anscheinend genug, und dazu braucht es keine Fakultät, die so etwas in ihrem Sinn bewirtschaftet. Die Leute lesen doch von allein, was sie wollen und wie sie wollen. Die Privatleute, die hier lesen, sind ja ›auch keine Ignoranten‹. Manche besitzen ungeahnte, riesige Bibliotheken. Versetze ich mich in einen dieser Leser hinein, so ist es mir völlig egal, was irgendeine Academia mit der Literatur anstellt, solange ich Geld genug besitze, um meinen Lebensstandard – zu dem das Lesen wie ›von Natur aus‹ gehört – durchzuhalten. Dann kann mich das falsche Bewusstsein, von dem ich eben sprach, nicht mehr tangieren. Ein solcher souveräner Leser ist für mich in dem Fall der vorzuziehende – auch wenn er in seiner Sammler-Leidenschaft fachliche Fehler begeht oder kein objektiv nachvollziehbares Ordnungssystem besitzt. Denn er ist keine Institution, die wie eine Schule einen öffentlichen Auftrag hat und etwas zwingend durchbringen muss; er hat vielleicht Bedeutung für die kulturell interessierte Gesellschaft vor Ort und gibt ohne weiteres ein Beispiel für ein globales Kulturverständnis, aber er ist zu nichts verpflichtet. Entgegen allem Anschein rede ich hier nicht dem ›wilden‹, ›planlosen‹ Lesen und schon gar nicht der Intellekt-Feindschaft das Wort. Auch das Spezialistentum möchte ich in keiner Weise angreifen, da wir es dringend brauchen, um verlässliche Texte zu erstellen – gerade in dieser Zeit, da bei Studenten auf Grund des Internet das Bedürfnis, in kommentierten kritischen Ausgaben zu lesen, ziemlich heruntergekommen ist. Ich versuche nur meine restlichen Lebensjahre in Betracht zu ziehen: Welche Aussichten habe ich in einer Umgebung, die mangels einer geeigneten Interessenlage (nach dem Absterben der Alten etc., siehe oben) jene Parameter nicht mehr wahrnimmt, auf denen wir unsere Wissenschaft von der Literatur aufgebaut haben? Auf den örtlich stattfindenden Symposien findet man immer weniger Leute, die einen einigermaßen befriedigenden Standard an Intellektualität und literarischem Hintergrundwissen halten können. Die rasch durchgepeitschten Vorträge mit jenem hassenswerten ubiquitären Klingelzeichen, das mitten in die Ausführungen ein STOP, ein Erinnern querlegen will – wie eine Straßensperre in einem Wüstenstaat –, damit man doch bald aufhöre, lassen wenig Zeit offen, in der man etwas mehr als nur minimal auf den Inhalt des Gehörten eingehen könnte. Als nächstes fehlt schon die Bereitschaft, überhaupt auf den anderen zu hören, da man sein Gebiet nicht genügend kennt. Zugegeben: viele Vorträge werden so langweilig präsentiert, dass das Gros der Zuhörer nicht zuhört oder nur einzelne ›Fetzen‹ davon mitbekommt, wobei dann dem Ganzen das Odium eines ›akademischen Betriebs der Lustlosigkeit‹ in heißer, stickiger Luft anhaftet, für den es nicht sein Ohr hergibt. Demgegenüber hat – das sei nebenbei bemerkt – der global betriebene GOSSIP weit überlegene Strategien der leserintendierten Rattenfängerei entwickelt, mit denen er das Bedürfnis nach billiger Ware auch in Geistesdingen fördert, sofern er sich gegenüber dem Interesse an akademisch etabliertem Denken nicht überhaupt abschottet. Hinzu kommen Besonderheiten der hiesigen Sphäre: Wer viel auswendig lernt, wird sich schwer tun, wenn er eine Literatur in die Hand bekommt, die größtenteils nicht zum Auswendiglernen geschrieben worden ist. Seit 1250 Jahren wurde, wie man weiß, die deutsche Literatur aufgeschrieben und immer weniger mündlich überliefert, ein Faktum, das sich in ihrer Struktur niederschlägt. Liest man beispielsweise Werke der englischen Literatur, in der Biographien eine prominentere Stelle als im Deutschen einnehmen, so bekommt man, so mein Eindruck, mehr davon mit, auf welchen Wegen seit dem 16. und bis ins 18. Jahrhundert hinein Literatur betrieben wurde. Dass man dabei gelehrig und gelehrt zu sein hat, entgeht bei uns anscheinend den meisten, sonst bestünde nicht jenes Missverständnis und Missverhältnis gegenüber der Literatur, das wir beklagen. Allein James Boswells Life of Johnson ist eine Fundgrube oft witzig verpackter Angaben, wie Literatur – auch abseits der literarischen Öffentlichkeit – von den schöpferischen Menschen betrieben wurde. Dass daraus dann etwas entsteht, was die Öffentlichkeit interessiert oder interessieren kann, wäre wohl einer genaueren Nachforschung wert, die unserer sehr allgemeinen Idee von einer ›Neuen Literaturpflege‹ (das Wort mag durch den langen schulischen Gebrauch etwas abgeschmackt klingen, aber es trifft den Sinn genau) auf die Beine helfen würde.

Was mir in diesem hochgradig ›vergifteten‹ Literaturbetrieb so sehr abgeht und mich sozusagen ›von außen‹ her ziemlich oft schon irritiert, ist – Sie sprechen es in Ihrem Brief an mich an (»Ihre« [gemeint sind die schon anerkannten Schriftsteller] von der Verlagswerbung und ihren Handlangern in den Feuilletons dekretierte Sprachmacht ist kindisch geworden, aber kaum jemand ist so tollkühn, es auszusprechen.«) –, dass in der von Ihnen (rund um dieses Zitat) beschriebenen krankhaften und völlig abnormen, unebenen, unausgeglichenen Situation augenblicklich keine deutlich herausgehobene Kraft zu existieren scheint, die ein ›anerkennenswertes Paradigma‹, eine Art in Wort gewandeltes repräsentatives Beispiel schaffen könnte, das auch für Menschen außerhalb des Gesichtskreises Gültigkeit und eine gewisse Vorbildfunktion erlangen könnte – wenn wir schon andauernd das Wort ›Globalisierung‹ bemühen müssen. Anders als zu Zeiten Carlyles, da man sich auf der anderen Seite des Ärmelkanals für alles Deutsche zu interessieren begann, haben wir es mit einem völlig entgegengesetzten – und beinahe schon als fanatisch zu bezeichnenden – Trend gegen die deutsche Sprache und gegen die Literatur der Bewohner deutschsprachiger Länder zu tun. Naturgemäß gibt man den Medien die Schuld daran. Dass die so genannte ›Fernsehgesellschaft‹ an den schlechten Wahlergebnissen und daher fragwürdigen Regierungsbildungen ziemlich großen Anteil hat, ist wohl kein Geheimnis. Dass sie unsere Sprache in gewissen Hinsichten bis zur Unkenntlichkeit modifiziert hat, mag auch einzusehen sein. Nur, wie es, unter Beihilfe solcher Superstrate und

Ideologien, wie wir sie seit dem Ende des zweiten Weltkriegs über uns ergehen haben lassen (müssen?), möglich sein soll, dass wir nun auch schon Wörter der persönlicheren Umgangssprache gegen ziemlich nichtssagende, medial aufgepfropfte und wie mit Kunstdünger behandelte Einmalrenner/Modeausdrücke auswechseln zu müssen glauben, das ist mir bis heute nicht genügend klar geworden. Dieser Trend, von dem ich sprach, wendet sich jedenfalls gegen eine schöpferische Verwendung der deutschen Sprache, ohne es deutlich auszusprechen. Seit jeher bezieht diese viel von ihrer Kraft und ihren bildlichen Vorstellungen aus der Verschiedenheit der Dialekte und landesüblichen Umgangssprachen. Von offizieller sowie verlegerischer Seite hat man dem Umstand lange keine oder nicht genügend Beachtung geschenkt, sondern Wörterbücher einfach ›bereinigt‹ – anstatt dass man froh wäre, mehr Wörter zur Verfügung zu haben, und bestünde dieses Zur-Verfügung-haben zunächst einmal nur in der Theorie. Ich meine ja nicht, dass es für einen Hamburger Bürger sinnvoll wäre, sich auf der Binnenalster spazierend in Dialektausdrücken, beispielsweise aus Kärnten, zu üben. Den stärksten Widerstand gegen nicht-heimische Sprachverwendung leistet immer noch die Artikulation, an der man jemanden als in einem bestimmten Ort gebürtig erkennt. Alles andere – Wortwahl, Syntax, fest geprägte Ideen, Redewendungen, Idiome, nicht wenige Gemeinplätze – mag eher ein bisschen nachgeben gegenüber dem Druck sprachlicher Neuerungen und auch schwieriger zu erkennen sein. Die Dialekte, welche sich bis in die siebziger und vielleicht achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts überraschend stabil ›gehalten‹ haben, dürften sich umso stärker in den Hintergrund gedrängt sehen, je nachhaltiger sich die Abwanderung aus den Landgegenden oder der Ausverkauf durch Tourismus und andere kommerziell teilweise auch ungünstige Kapital-Transaktionen bemerkbar macht. Die letzte Welle der – in früheren Zeiten ›Landflucht‹ genannten – Abwanderung ist offensichtlich noch wenig in das öffentliche Bewusstsein gedrungen. Wenn dies aber doch einmal – rückhaltlos und ungeschönt – der Fall sein wird, so wird man auch – natürlich zu spät – auf die sprachlichen Verluste aufmerksam werden, die ein geändertes – ich möchte sagen: gestörtes – gesellschaftliches Leben mit Arbeitsverlust, Verarmung und kommender Verelendung verursacht. Wenn ich abends durch eine österreichische Kleinstadt gehe und sehe, wieviele Geschäfte ständig geschlossen sind, wenn ich sehe, dass die Hälfte der Häuser schon kein Licht mehr hat, weil niemand mehr darin wohnt (es sei denn einmal pro Jahr im Urlaub oder nur am Wochenende), dann stößt mich dieser Anblick auf die Tatsache, dass das klein-gesellschaftliche Leben nicht mehr intakt ist und von hier keine Anstöße für eine Literatur ausgehen können. Die Verödung ganzer Landstriche, deren zurückbleibende Bewohner keinerlei Bezug zu einer Gemeinschaft mehr haben außer der eher vagen Zuordnung zu einem Bundesland, dürfte im Ergebnis jeglichen künstlerischen Ausdruck – auch den der heute wieder unterstützten Volkskunst – zum Erliegen bringen. In solchen Räumen kann Literatur nur mehr von Außenseitern gemacht werden, deren Werke nichts mit dem Ort der Entstehung oder dessen Bevölkerung zu tun hätten, also ein einziger Fremdkörper wären, oder sie müssten auf die Art eines Elio Vittorini in Conversazione in Sicilia verfahren. Man mag mir die zeitliche Ferne dieses Romans entgegenhalten: So etwas sei in unserer erfolgverwöhnten Zeit nicht mehr aktuell. Stimmt nicht. Zum Gaudium mancher meiner Kollegen habe ich gedroht, ein Lehrbuch des Deutschen zu verfassen, das sich an den Lebensbedingungen von ›Hartz IV‹ orientiert: Wollen wir doch sehen, ob sich noch einer dazu herablässt, diese Fremdsprache zu lernen. Besonders der kulturinformative Teil müsste geradezu ansteckend wirken – in Anbetracht der Höhe des monatlichen Einkommens einer großen Unterschicht. Wie viele Leser mögen so etwas im Ausland noch anrühren? Besser wäre es, sich einige scharfzüngige politische Kabarettprogramme anzusehen, deren es etliche in Deutschland und selbst in Österreich, allerdings da eher in Wien gibt.

Wir befinden uns dem Eigenen gegenüber in einem Zustand der Schwäche (»...eine Literatur insgesamt, die ihre Muster importiert statt generiert«), der sich in der freiwilligen oder durch Umstände erzwungenen Zurückhaltung kundtut, sich sprachlich anspruchsvoll zu äußern. In unserer vermeintlich demokratischen Zeit werden die Vorgaben für die Schaffung von Schriftwerken wie von unsichtbarer Hand durch betriebswirtschaftliche Überlegungen der Erzeugungsbetriebe geprägt. Literatur, die überlebensfähig sein will, hält selbstredend an den Sprachgegebenheiten ihrer Entstehungszeit fest, da sie auf sprachlich vermittelter Erfahrung baut. Wenn sie darin allerdings nicht findet, was sie benötigt, dann konstruiert sie für sich das Fehlende – so findig sind wir, glaube ich, schon. Geschieht aber aus Gründen verlegerisch-finanztechnischer Bevormundung, die keine souveräne Arbeit mehr gestatten würde, auch das nicht mehr, dann kann sich die Sprache – zunächst die der Schriftsteller – in diesem verlorengehenden Öffentlichkeitsbereich nicht mehr genügend entfalten und nach und nach keines der anstehenden Weltprobleme mehr ausgiebig behandeln – noch weniger als in der näheren Vergangenheit, da die Literatur sich aus allen ihr früher einmal zustehenden öffentlichen Bereichen zurückziehen musste. Wenn die Praktiken der Verlage ihre ökonomischen und betriebswirtschaftlichen Vorgaben zu sehr in die schriftstellerische Praxis projizieren und von vornherein zuwenig Raum für das ›autochthone Erfinden‹ gewähren, d.h. dieses aus fremden strukturellen Gründen unterdrücken, dann beginnt irgendwann die zeitgenössische Literatur zu vegetieren – auch wenn ich auf der Frankfurter Buchmesse vor Titeln nicht mehr wissen sollte, wohin ich mich wenden soll. Wenn jemand glaubt – wie jetzt viele europäische und andere (für ihre persönliche Eigenschaft) glücklich positionierte ›Gleichmacher‹, deren Interesse an Kultur darin besteht, sie zu nivellieren – dass das Gebilde einer Nation nicht mehr für eine Literatur relevant sei; wenn man eine Nationalliteratur schon schlicht für überholt hält; wenn die Identifikationskriterien für die ›ortlose‹ Literatur gleichsam aus dem überseeischen Laboratorium geholt werden müssen (freilich auch umgekehrt dorthin exportiert werden), dann sollte man den schon seit einiger Zeit von Fachautoren beobachteten Rückzug auf nationale Positionen in vielen, zumeist handelspolitischen Konstruktionen der USA beachten, die nicht wenige kulturell wirksame Boote in ihrem Schlepptau haben wie die education fair und alles, was damit zusammenhängt, etwa die Dotierung der Eliteschulen, die Bestseller- und Sachbuchproduktion mit ihrer inzwischen international gültigen Literaturklassifikation sowie die Filme und plays, die – im Gegensatz zu den deutschsprachigen – immer nur eigene Charaktere (also Amerikaner) darzustellen brauchen und deshalb den Vorteil der größeren Natürlichkeit bieten. Unterstützt wird das durch den geläufigeren Wortschatz des Englischen und eine weit verbreitete Idiomatik, das weitaus ›natürlicher‹ vermittelte Englisch-Lernprogramm und das (allerdings nur vermeintlich) einfachere Englisch als Zweitsprache, die in vielen Ländern gängige Semiotik der ›Verwestlichung‹ und vieles andere noch. Wenn man sich also in den USA auf seine Werte zurückzieht, so kann man sie

gleichwohl exportieren, was in Deutschland und Österreich fast nur mit nicht-sprachlichen, begehrten Exportartikeln geschieht, wie Autos, Maschinen, Haushaltsartikeln usw.

Die Dichter und Denker lässt man jetzt wohl ein wenig warten. Dieses Kapitel müssen selbst wir wohl zu einem anderen Zeitpunkt auf dieser Seite besprechen.